

Wiener Zeitschrift
für
Kunst, Literatur, Theater
und
Mode.

Donnerstag, den 26. September 1822.

116

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertels, um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W.W. dann ohne Kupfer viertels, um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W.W. bey N. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1208; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W.W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Kunst-Nachbarn.

Eine allegorische Erzählung

von

Dr. F. Bernhardt.

Zwey Leute wohnten nah' beysammen,
Und lebten doch wie Fluth und Flammen,
Sich fremd an Sitte und Natur,
Wied einer stets des andern Spur.
Es konnten Monde oft verfließen,
Man sah sie kaum einander grüßen,
Sich sprechen gar auf Nachbarweis',
Das mochten sie um keinen Preis;
Und so ging jeder seinen Steg,
Und blickte scheel auf Nachbars Weg.

In Einem nur, so konnt' man meinen,
Thät' sich ihr starrer Sinn vereinen:
Ein jeder hatte seinen Garten,
Den liebte er mit Lust zu warten,
Und hegt' und pfliegte jedes Blatt,
Und puzte jedes Stämmchen glatt.

Wie ähnlich auch die Neigung war,
War's nicht der Grund, der sie gebär.

Der Eine freute sich an Blüten,
Wenn sie im Strahl der Sonne glühten,
An ihrer Farben Schmelz und Pracht,
Im Zauberlicht der Mondesnacht,
Und an dem süßen zarten Duft,
Den sie verhauchten in der Luft,
Wie an den bunten goldnen Fliegen,
Die sich in Honigkelchen wiegen;

Ließ jeden Tag wie Dunst verschweben,
 Genuß, sich kaum bewußt, das Leben,
 Und sprach gar selten von Geschmack,
 Kritik und anderm Teufelspack.

Dem Andern schien solch' Streben leicht
 Und für des Lebens Tiefe leicht;
 Und Farb' und Duft war ihm nur Spiel,
 Sein Gartenfleiß hatt' ernst'res Ziel:

Er wölbt zu Lauben sich die Bäume,
 Verhüllt in Nacht die lichten Räume:
 Hier unter traulich düstrem Schatten
 Soll Fühlen sich, und Wissen gatten;
 All seinem innern dunkeln Sehnen,
 So nach dem Hohen, nach dem Schönen,
 Und seines Geistes lichtem Drängen,
 Will ungestört er nach hier hängen.

Doch wollen Früchte nur vor Allen
 Ihm, als des Lebens Lohn, gefallen;
 Und Baum und Strauch muß Früchte tragen,
 Soll jedes seiner Lust behagen.
 Bis auf sein inn'res Thun und Weben
 Erstreckt sich dieses Fruchtestreben.
 Befruchtet, spricht er, Geist den Sinn,
 So bringt's der Menschheit hoch Gewinn.
 Jetzt will er sein Gefühl ergründen,
 Und jetzt gar seinen Geist empfinden;
 Und wie er so bedachtsam wählt,
 Das wahre Schöne arg ihn quält,
 Von Blüthen sich zu Früchten lenkt,
 Beym Guten stets am Besten denkt —
 Da fällt's dem Klugen Mann erst ein,
 Wie Früchte selbst nur Blüthen sey'n;
 Und nun ist's gar der Früchte Frucht,
 Die er in sich und draußen sucht.

Erwacht jetzt irgend eine Lust
 In seiner jungen warmen Brust,
 Will Strahl und Duft aus bunten Blüthen
 Ihm Heiterkeit und Freude bieten,
 So kann er wohl sich kurz vergessen;
 Doch bald geht's wieder an das Messen.
 Gemüth, besonnener Verstand,
 Die geh'n mit ihm dann Hand in Hand;
 Dann hat ihm kein Genuß Gewicht,
 Der ihm nur bloß zu Herzen spricht.
 So schleppt er fort sein ernstes Leben,
 Kann selten sich Genuß erstreben.

(Wenn Himmel, Erd', und Firmament
 Und selbst ein fünftes Element,
 Und bitteres Fluchen, süßes Bethen,
 Vernunft und Herz zusammentreten
 Ein Werk der Kunst ihm zu bereiten,
 Dann will's ihm nur, wie so von weiten,
 Wie so von ungefähr bedünken,
 Es wolle ein Genuß ihm winken.)

Indessen, wie im Tanz der Wellen,
 Wenn Weste sanft die Segel schwellen,
 Sich fortgezogen sieht der Kahn,
 Dem Andern stets im leichten Wahn
 Und unbewußt, in froh'n Genüssen,
 Die Tage leicht und schnell verfließen,
 So lebten sie gar lange Zeit,
 Der Eine stets vom Andern weit,
 Ließ keiner sich vom Nachbar stören,
 Und thäten kaum von sich was hören;
 Ein jeder sah nur seine Bahn
 Stets für die einzig rechte an;
 Und konnt' den Andern nur bedauern
 Ihn auf dem Irreweg zu belauern.

Doch, wie denn das im Leben geht,
 Wenn Ein's das And're nicht versteht,
 Erst kann man sich so recht nicht fassen,
 Dann kömmt es gar zum leid'gen Hassen,
 Und keines macht's dem andern recht,
 Und selbst das Gute scheint dann schlecht,
 Weil man sich nun nicht Rechnung gibt,
 Und hasset bloß, weil man nicht liebt;
 So kam's denn auch bey diesen Leuten
 Vom Mißverstand zu Zwistigkeiten,
 Denn, wie der Topf so überquoll,
 Und sprudelte von Haß und Groll,
 Da mußst' sich grade was ereignen,
 Was ganz sich thät zum Zunder eignen.

Es war der Frühling grad' erwacht,
 Im Reize seiner Jugendpracht,
 Und führte mit sich all die Gaben,
 An die sich Aug' und Sinn erlaben;
 Und auch dem sonst so armen Ohr,
 Dem bracht' er mit ein Vögel-Chor,
 Die lieben Sänger, müd' vom Flug
 Auf ihrem langen weiten Zug,
 Die suchten nun ersehnte Rast
 Auf Strauch und Baum und Zweig und Ast.

Auch uns're beyden Nachbargarten,
 Die durften wohl nicht lange warten;
 (Es liegt dem Sänger so im Blute,
 Er ist zu Haus' im fremden Gute,)
 Bald wimmelt es auf ihren asten
 Lebendig von den fremden Gästen.

Doch, war's vom Schicksal so entschieden?
 Hat Ungefähr es so beschieden?
 Als sollten uns're Gartenherren
 Sich allenthalben bleiben fern,
 Und keine Lust gemeinsam theilen;
 Sah' man verschied'ne Gäste weilen,
 Und unverwandte Kunst sich zeigen
 In den verhängnißvollen Zweigen.

Die Nachtigall mit ernstem Sang,
 Im schweren Ton voll Liebesdrang
 Und heißem bangen Minnetrachten,
 Die hörte man voll Sehnsucht schmachten
 In jenen schattenreichen Räumen,
 Wo unter dichtbelaubten Bäumen
 Der Eine sinnend stets verweilte,
 Und zwischen Herz und Kopf sich theilte;
 Indef, wo dort in süßen Träumen
 Gar oft der And're pflegt zu säumen,
 Die Lerche froh im leichten Sang
 Ein trillernd Lied gen Himmel schwang,
 Und spielend so in Tönen irrte,
 Und zwischen Laub und Blumen schwirrte.

Ein Breterzaun von deutschen Eichen
 Lag zwischen beyden Feindesreichen,
 Und wehrte streng des Einen Muth
 Zu schauen, was der And're thut.
 (Wie man am Kleid den Mann erkennt,
 Das Au're oft das Ding schon nennt:
 So sah' man hier an diesen Bretern
 An einer Seit' nur Fruckte klettern,
 Und Traub' und Pfirsich in Fruchtgehangen
 In reicher Last hinauf sich drängen;
 Wo an des Zaunes and'rer Wand
 Jasmin sich nur und Epheu wand.)

Nur hier und da gab es jedoch
 So manche Lücke, manches Loch,
 Durch das die Herren heimlich lauschten,
 Und wechselseitig Ingrimms tauschten.

Wenn so zum frohen Morgengru
 Die Nachtigall im reichen Fluß

Der Töne schmelzend sich erhob
 Und lieblich sang der Liebe Lob,
 Da konnt' der Eine oft gar sehen,
 Wie schier der And're wollt' vergehen,
 Wenn zwischen diesen ernsten Sängen
 Sich fecklich thät die Lerche drängen.
 Ihm schien's, als wollt' in leichten Tönen
 Sie gar die Nachtigall verhöhnen.
 „Es ist doch wahrlich zum Verzagen,“
 So hört' er dann ihn bitter Klagen,
 „Wie Leichtes sich zum Leichten hält,
 Zum Nachbar sich die Lerch' gesellt,
 Die Töne schmettert ohne Sinn,
 Nur durch die weiten Lüfte hin,
 So um die Welt' mit ihrem Wirth
 Gedankenlos durch's Leben schwirrt,
 Und mich Geplagten unerhört
 Im sinnigsten Genuße stört.“

„Das tiefe Lied der Nachtigallen
 Allein nur darf dem Mann gefallen;
 Denn das verbindet mit Gefühl
 Doch ernsten Zweck, vernünft'ges Ziel;
 Und öffnet sie den Liedermund,
 So gibt sie auch dem Liebchen Kund,
 In welcher Laube sie jetzt weile,
 Und daß es schnell zur Hochzeit eile.
 Indes die Lerch' nur Töne pfeift,
 Von Zweig zu Zweig so sinnlos schweift,
 Stets ohne Rast und sonder Ruh',
 Kein Mensch recht weiß, warum? wozu?“

„O Thor!“ so lacht' in seinen Bart
 (Dünkt sich vom Nachbar nicht gewahrt)
 Der And're im zufried'nen Sinn,
 Und sprach dann murmelnd vor sich hin:
 „Die hohlen Ey'r, die dein Gehirn
 Bebrütet, stets bey krauser Stirn,
 Die legst du auch den Vögeln unter;
 Dann freylich, Freund! nimmt's mich nicht Wunder,
 Wenn du in den beliebten Klagen
 Dich selbst nur hörst mit Wohlbehagen.“

„Wohl konnt' das Lied der Nachtigallen
 Gar schön und herrlich mir gefallen,
 Und oft, wenn ihrer Stimme Klang
 Geheimnißreich den Busch durchdrang,
 Und es dann grad' in meinem Herzen
 Sich bang geregt voll Lust und Schmerzen,

Dann wollt' es mir wohl auch so scheinen,
 Als thät vor Freud' und Leid sie weinen;
 Doch wie's um's Herz mir leichter war,
 Da ward's mir im Gemüth auch klar:
 Nur Freude ist der Götter Lohn,
 Und heiter ist der Freude Ton,
 Der aus der hochentzückten Brust
 Hinauf sich schwingt in froher Lust,
 Und daß die trüben feuchten Zähren
 Die lichten Flammen doch nur stören,
 Die aus dem heißen Busen dringen,
 Den Göttern frohen Dank zu bringen.
 Dann mußt' ich's wohl beschämt mir sagen:
 Was hätt' der Sänger denn zu Klagen,
 Der auf den Blütenwipfeln thront
 Und den die Liebe selig lohnt.
 Und thöricht mußt' ich's wohl dann finden,
 Mit kahlen Worten zu ergründen,
 Was in des Liedes tiefer Seele
 Sich unerklärbar mir verhehle.
 Nur Ton ist's, was das Wort belebt,
 Und jede Sprach' umsonst wohl strebt
 Dir's Kühn im todten Wort zu nennen,
 Wenn schon es Töne selbst nicht können.
 So blieb mir fremd der ernste Sang,
 Indes verwandter zu mir drang
 Der frohen Lerche scherzend Lied,
 Das wohl in nichts sich von mir schied.
 So leicht, wie sie das Leben nimmt,
 Und froh im Chor der Schöpfung stimmt,
 Und im verständlich leichten Laut
 Der freyen Lust die Lust vertraut,
 Will auch nur mir die Welt erscheinen,
 So mußte Einklang uns vereinen."

Der Nachbar glaubt nicht viel zu wagen,
 Dieß alles vor sich her zu sagen
 An einsam still verschloßnem Ort,
 Doch ach! der Feind hört' jedes Wort;
 Er lauschte mit des Horchers Tücke
 An seiner kleinen offenen Lücke,
 Und plägte nun im wilden Braus
 Mit lauten Worten gar heraus:
 „Ja freylich läßt das Alltagspfeifen
 Viel leichter sich und schnell begreifen,
 Als zaubervolle Melodie,
 Die aus dem Meer der Harmonie

Hervor sich drängt mit Geisterkraft,
 Die alte Schöpfung neu uns schafft,
 Und auf des Äthers zarten Schwingen
 Uns frohe Kunde scheint zu bringen
 Aus andern Welten, weitern Fernen,
 Aus lichtern Sonnen, schönern Sternen.
 Wer sich zum Hoh'n nicht kann erheben,
 Verdient auch das gemeine Leben;
 Und ohne Neid, und sonder Hassen,
 Wollt' ich dir gern die Lerche lassen:
 Thät' sie nur nicht im lauten Schwirren
 Die besten Säng'er mir verwirren,
 Und mischen sich in ihren Chören,
 Daß kaum man kann die andern hören."

„O! lab' dich in der finstern Kammer
 An all dem bittersüßen Jammer,
 Den Nachtigallen dir erregen!"
 Rief jetzt der Andre ihm entgegen,
 „Und hör' im Lied das Gras nur wachsen,
 Und Wirbelton der Welten-Achsen;
 Doch daß vom Wirrwar dieser Dinge
 Zu mir nur nichts herüber dringe,
 Und meiner Lerche trillernd Lied
 Mir ungestört nur lass' in Fried."

So schäumte jetzt zum Tag empor,
 Was früh'r nur so im Dunkeln gohr,
 Was man schon heimlich lang genährt,
 Der stille Krieg war laut erklärt.

(Der Schluß folgt)

C o n c e r t.

Den 18. d. M. hörten wir die H. Anton und Max Bohrer, ersterer königl. preussischer Concertmeister, letzterer erster Violoncellist Sr. Majestät des Königs, im k. k. Hoftheater am Kärntnerthore.

Es ist eine merkwürdige und ungemein anziehende Erscheinung, in einem kurzen Zeitraum zwey bis zur höchsten Vollendung ausgebildete Virtuosen auf einem und demselben Instrument zu hören, die beyde glücklich mit einander wetteifern können, und von denen Jeder wahrscheinlich nur den Andern als siegreichen Nebenbuhler zu betrachten hat. Niemand wird zweifeln, daß hier von den Herren Max Bohrer und Bernhard Romberg die Rede sey. Zwey solche Künstler vergleichend zusammen stellen wollen, hiesse dennoch etwas sehr mißliches übernehmen.

Überhaupt muß man, um einiger Maßen über einen höchst bedeutenden Virtuosen ein befriedigendes Urtheil zu fällen, ihn eben so, wie ein ausgezeichnetes Kunstwerk, mehrmals gehört haben, und wenn die vergleichende Beurtheilung nur in den Hauptzügen wenigstens gelingen sollte, so müßte man beyde Künstler neben einander hören.

Wenn wir dem Eindruck zufolge, den die meisterhafte Ausführung des ersten Violoncellconcerts, von des Künstlers eigener Composition, auf uns machte, den Styl

seines Vortrags im Allgemeinen charakterisiren sollen, so würden wir den Ausdruck der Grazie und Lieblichkeit als vorherrschend bezeichnen. Die höchsten, wie die tiefsten Töne wurden mit einer ungemeinen Zartheit gebildet und reichten sich melodisch an einander. Bey den kühnsten Sprüngen störte auch der leiseste Mistklang nicht die Harmonie. Die größte Virtuosität, die sich besonders in den schwierigsten Doppelgriffen gern zu bewegen scheint, ist mit der bewundernswürdigsten Leichtigkeit verbunden, so daß, wer nicht mit dem Instrument selbst vertraut ist, sich's oft nicht einfallen läßt, welche Schwierigkeiten hier oder dort im schönsten Zauber des Effects besiegt wurden. So wie man in der glänzenden Virtuosität des Allegro nicht die Absicht, Erstaunen zu erregen, gewahr wird, eben so wenig merkt man dem Vortrage des Adagio, das Bestreben, Kühnheit zu erzielen, an, und in beyden wird dennoch der Zweck auf das Vollkommenste erreicht. Man kann leicht denken, daß außerordentliche Mittel dazu gehören, um in einem solchen Grad auf ein kunstsinziges Auditorium zu wirken, das vor kurzem erst und öfter einem der ersten musikalischen Talente mit enthusiastischer Bewunderung die Palme zuerkannte; es dahin zu bringen, daß jenes unterdeß vergessen wird, so wie man in demselben Fall über jenes dieses einige Momente lang vergessen würde, oder daß man nur daran gedenkt, um die Meisterschaft des glücklichen Wettseifers desto sicherer zu würdigen, zugleich aber auch um so schmeichelhafter, als die Würdigung in einer ruhigeren, freyer wirkenden Beurtheilungskraft geleitet wird.

Zum Schluß hörten wir ein Duett-Concertant über polnische National-Lieder, für Violine und Violoncell, ohne Begleitung des Orchesters, componirt und vorgetragen von beyden Künstlern. Der Vortrag des Violinisten zeichnet sich durch eine vorzüglich schöne Intonation aus, nicht weniger aber durch anmuthvolle Nettigkeit und Präcision. Diese Präcision zeigte sich von beyden Seiten in der Zusammenwirkung auf eine unübertreffliche Weise, von dem leisesten, kaum vernehmlichen Anschlag, bis zum kräftigsten Nachdruck, den künstlichsten Verwicklungen, und dem eben wieder in einem kaum noch hörbaren Nachklang verschwebenden Ton. Die Ausführung dieses concertanten Duetts ist auf bedeutende Kunstfertigkeit berechnet; die frappante Eigenthümlichkeit des Charakters war mit der höchsten Zartheit des Ausdrucks auf das Innigste verbunden.

Den Anfang dieses Concerts machte Beethovens beliebte und von genialer Kraft erfüllte Ouverture aus dem Ballet Prometheus. Dann sang Mlle. Unger eine Arie von Coccia mit vielem und verdienten Beyfall, den besonders ihr reiner und kräftiger Anschlag der hohen Corden am Schluß belebte. — Dem Duett der fremden Virtuosen vorher ging ein Vocal-Quartett, gesungen von den H. Jäger, Kaufschner, Kuprecht und Seipelt. Der erste Tenor drang zuweilen etwas allzustark hervor, was in einer dramatischen Scene, wie etwa in Zelmira, Corradino u. d. wohl von guter Wirkung ist, in einem solchen, bloß auf die harmonische Übereinstimmung berechneten, Gesangstück aber nicht den angenehmsten Eindruck macht. Der Sänger ließ jedoch, wie immer, auch sehr liebliche Töne hören, und das Feuer seines Vortrags ist im Allgemeinen stets zu loben.

Modenbild XXXIX.

Kleid von blauem Gros-de-Naples mit Dünntuch garnirt. Haarpuz mit Spitzen und weißen Rosen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.

